

Die Bürde des Grenzganges oder die grenzenlose Freiheit, sich selbst zu bestimmen

Autor(en): **Brunner, Stella**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die : Lesbenzeitschrift**

Band (Jahr): - **(1999)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-630844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Bürde des Grenzganges oder die grenzenlose Freiheit, sich selbst zu bestimmen

Über Transsexualität

«In eine andere Haut schlüpfen» – das wird immer wieder von vielen gewünscht. Die einen leben und handeln mit dem Wunsch, der für immer und ewig ein Wunsch bleibt. Die anderen müssen sich daran wagen, den Wunsch ins Leben hinüberzuzirkeln, durch Handeln ihre Haut ihrem Wunsch anpassen – auf Teufel komm raus.

Geboren am 27. 2. 1949

Damals, als alles anfing:

Von meiner Mutter als erstes Kind zur Welt gebracht. Ein Wagnis, vielleicht, das meiner Mutter unter die Haut fuhr und mich mit hineinsog. Vielleicht war ihr das Männliche zu fremd, weil sie fast ausschliesslich in Frauengesellschaft aufwuchs. Vielleicht verursachte ihr das Männliche Unbehagen, Scheu und bescherte ihr eine Handvoll ungeklärter Fragen. So wünschte sie sich vielleicht, meine Haut fühlte sich wie die ihre an; und ich wünschte mir vielleicht, um ihrer Nähe hold zu sein, mit einer Haut versehen zu sein, die der ihren gleicht.

Vielleicht blieb meine Haut so dünn, weil sie die köstlichsten und feinsten Regungen um jeden Preis in sich aufnehmen wollte. Meine Mutter erzog mich mit Liebe und Achtung. Sie war dabei vielleicht zu sehr darauf bedacht, im Fall des Erstlings nichts zu verfehlen – auf keine Seite hin: nicht zuviel, nicht zuwenig. Und so blieb sie vielleicht für meine Haut etwas zu behutsam.

Vielleicht empfahl mir deshalb meine Haut ganz unverfroren, mich mit einer zweiten Haut einzuhüllen, und zwar mit der stofflichen, die in Mutters Kleiderschrank hing. Das Zärtliche, das Geschmeidige, das Weiche und das Wohltuende Haut auf Haut in mich eindringen zu lassen.

Meine Haut wurde süchtig und empfänglich und durchdringlich für das Wohltuende, das nicht immer leicht zu ergattern war.

So vielleicht hat es sich angebahnt, als ich klein und abhängig war – wer weiss? Das Weibliche war auf jeden Fall das Erhabene, zu dem ich bewundernd und träumend emporschaute.

Später durfte meine Haut nur im Geheimen dünn und empfänglich sein für das Zärtliche und Geschmeidige. In der verschwiegenen Einsamkeit. Im geselligen Leben musste ich stramm stehen und meine Haut, so gut es ging, straffen. Dem Frieden zuliebe – zu Hause führte ich meinen stummen und zermürbenden Krieg gegen meine Zerrissenheit innerhalb meiner sehnsüchtigen Haut, die sich dagegen sperrte, sich ins Knabenhafte schicken zu wollen. Ich fand keine Worte, die das Geheimnis hätten benennen können. Es gab nur die Scham, die mich erst recht verstummen liess. Zugunsten der Geselligkeit strengte ich mich ungeheuer an, mich zum tapferen Knaben zu formen, indem ich Kuhmist auf den Misthaufen karrte, indem ich bei Regen und Wind auf Rennpferden über Stock und Stein galoppierte und indem ich bis zum Erbrechen mein Herz antrieb beim Laufen im Walde.

Dann stürzte ich mich verwegen und blindlings in männliche Hoheitsgebiete. Ab sechzehn spielte ich eifrig Fussball – kreuz und quer in der Ostschweiz an Sonntagen. Und als ich mündig wurde, da quälte dann das Soldatenwesen mein weibliches Innenwesen aufs Schlimmste.

Immer wieder verletzte sich meine Haut, die nicht dicker und strammer werden wollte. Sie blutete auf dem Rübenfeld beim Rübenschneiden. Sie platzte auf, als das Korn des Sturmgewehres beim Losfeuern einer Panzerabwehrgranate gegen meine Stirne sauste.

Das Straffen meiner Haut, um männlich zu erscheinen, erforderte immer wieder kleinere und grössere Opfer. Mein Unwohlsein und meine Verwirrung bündelten sich in der Auflehnung gegen das männlich gelenkte Gesellige. Das kriegerische Sold- und Tatenwesen, das jegliches Hinterfragen an die Wand stellte, liess mein friedliches Ausharren aus der Haut platzen.

In der Folge ereiferte ich mich mit Geist und Taten im Aufruhr – in Opposition zum Befehlenden. Dadurch erlangte ich Ellbogenfreiheit, was meiner geplagten Haut Linderung verschaffte. Einsicht kehrte ein: Meine Haut lässt sich nicht straffen im geforderten Muster – aus dem Knaben wird ein Mann, und als Mann hat man seinen Mann zu stellen. Die Haut blieb dünn. Ich gewährte mehr Durchlass von innen nach aussen. Das Männliche blieb mir fremd; es fühlte sich ungelenkt und spröde an. In mir breitete sich der *Frauenhimmel* weiter aus. Es

gab nur das Eine, diese *Pracht* durch meine Haut schimmern zu lassen – immer untrüglicher und offensichtlicher. Willig gab ich nach: Ich wollte den stummen Krieg mit meinem Innenwesen nicht mehr weiterführen.

In den 70er Jahren stiess ich auf rettende Spuren, die mir andeuteten, dass ähnliche Leidwesen existent sind in dieser Welt. Mehr und mehr konnte ich den Zwist entziffern, in den ich seit meinem Erscheinen auf Erden hineingezogen worden bin: Es gibt wenig Männliches, das sich in meinem Innenwesen eingenistet hat. Aus meiner Haut kann kein Mann gepellt werden. Das viele Weibliche würde sich geprellt fühlen.

Es gab immer wieder Risse in meine Haut. Ein Schutzschild konnte ich mir nicht schmiedeeisen.

So entschloss ich mich, den *Frauenhimmel*, der in mir tobte, zur Erde zu lotsen, um ein Friedensabkommen mit meinem Innenwesen zu vereinbaren.

1984 fasste ich in Brüssel bei einer kompetenten Psychologin das notwendige psychiatrische Gutachten, das es mir ermöglichte, medizinischen Rat und Hilfe einzuholen, soweit ich dies brauchte. Es ist nach wie vor nicht so einfach, gute Fachmensen zu finden, die Unsereins kompetent unter die Arme greifen und uns nicht auf der Seele rumtrampeln. Die psychiatrische Begutachtung ist leider weiterhin der Schlüssel zur gewünschten Behandlung – Hormone/Operation –, obwohl die lupenreine Indikation ein Phantom ist, dem die oft ratlosen Fachleute (in transsexuellen Belangen) hinterher laufen. JedeR kann sich glücklich schätzen, die/der einen geraden Weg ausfindig machen konnte, auf welchem – durch all die Prüfstellen hindurch – nicht allzu viele oder grosse Steine in die Quere gelegt wurden.

Mir war gutes Glück beschert.

Ich hatte mich entschieden. Das Friedensabkommen zeitigte seine guten Folgen. Ich musste nicht mehr männlich taugen. Nach und nach konnte ich meine dünne Haut immer besser mit der Fülle von innen stützen, die sich aus meinem weiblichen Gefäss schöpfte.

Und den Fremdling «Mann» entliess ich schadenfroh aus meinem Innenwesen.

1989 unterzog ich mich mit guten Gründen der geschlechtsanpassenden Operation. Seit 1988 übernimmt auch in der Schweiz die Krankenkasse die Kosten. Da ich aber über vertrauensvolle Kanäle in Berlin einen famosen Arzt in Deutschland ausfindig machen konnte, liess ich mich dort operieren. Die guten Ahnungen wurden übertroffen. Eine Erlösung, die Frieden und Glücksgefühl einbrachte.

Obwohl die Kosten noch geringer waren als in der CH, weigerte sich die Krankenkasse, dafür aufzukommen.

Die Menschen fragen: «Sind die Schmerzen nicht gross?» Ich antworte: «Das Leid zuvor ist oft unermesslich. Die körperlichen Schmerzen sind, gemessen am Leid, gut zu ertragen und nehmen stündlich ab. Eine spürbare Erleichterung.»

Es beliebte mir sehr, mich je länger desto mehr mit Frauen zu verbünden: mit Frauen eine Rockband zu gründen, mit Frauen Projekte anzuzetteln, mit Frauen Ausflüge zu unternehmen und mich in der Frauengeselligkeit einzufinden, um dem männlich geharnischten Geselligen zu trotzen.

Ich kenne weitere Transsexuelle, die es ebenso wie ich sehr schätzen, in Frauenbünden aufgehoben zu sein. Es gab für mich keine Zweifel: Die Geselligkeit mit Frauen beschert Herzausschütten, bietet Begleitschutz und ermöglicht ein Weiterkommen.

Die amtliche Identitätsänderung geht heutzutage glimpflich vonstatten. Erforderlich ist ein ärztliches Zeugnis, das bezeugt, dass die Gesuchstellende nicht mehr zeugungsfähig oder im andern Falle nicht mehr empfänglich ist. Daraufhin beurteilt das Gericht das eingereichte Gesuch mit dem entsprechenden Zeugnis und gibt dann grünes Licht für die Ausstellung neuer Ausweise, die auf den neuen Vornamen lauten und endlich die erlangte Wunschidentität bestätigen. Die amtlichen Wege sind mittlerweile ohne viel Aufhebens zu bewältigen.

Es gibt meiner Ansicht nach keine triftigen Gründe, das «Biologische» und die «Sozialisierung» über die Möglichkeit zu stellen, das Fixe aufzubrechen, die Zwänge zu entmachten, zugunsten von Veränderung, Bewegung und Befreiung.

Es ist mir auch schon geschehen, dass ich an einem Frauenort nicht Einlass erhielt. Die zwei wesentlichen Argumente wurden ins Feld geführt: mein Frausein sei nicht biologisch und meine Sozialisation über weite Strecken männlich. Dagegen ist nichts zu sagen. Ich hab sogar gutes Verständnis dafür. Aus meiner Sicht gebe ich jedoch zu bedenken: «Das ist keine freizügige Lösung. Sie bleibt in einer engen Auslegung hängen. Als Notrecht mag das gelten, um sich im herrschenden Notstand, den die patriarchale Umzingelung verursacht, im Ausschliesslichen zu bewahren. Weiterreichende Verbindungen und auch Lockerungen aus den starren Rollenzuschreibungen sind damit leider unterbunden.»

An den Rändern der Gesellschaft sind die Bedürfnisse sehr heftig, sich an das zu klammern, was Halt gibt, um nicht über den Rand gestossen zu werden. Durch Abgrenzung werden Schutzzonen errichtet, in denen sich die Gleichgesinnten aufgehoben fühlen. Es kann so kaum Offenheit gegenüber Abweichungen erwartet werden. Starr wird auf Gleiches gestarrt.

Es ist mir auch schon passiert, dass Lesben mein Erscheinen mit Befremden und Abscheu kommentiert haben.

Ich nehme diese Reaktionen entgegen als Randerrscheinungen am Rande der Gesellschaft. So erlebt, befinde ich mich am äussersten Rande, zwischen den Fronten und Schutzwällen. Es ist nicht nur fürchterlich in dieser Zone. Ein erstaunlicher Reichtum tut sich auf – die entfremdenden Zwänge kann ich mir so eher vom Leibe halten.

Ich lehnte es schon bald einmal ab, mich in das von Männern diktierte Frauenbild zu pressen. Es konnte für mich nicht das Mass aller Dinge sein, das vom Manne anbefohlen wird, mit dem sich Frauen messen lassen muss. Ich wollte mich all den Erniedrigungen und Unbequemlichkeiten nicht aussetzen, die den Männern den Reiz an der Sache entlocken sollen. Ich weigerte mich.

Meine Mutter hat gut verstanden, dass unter meiner dünnen Haut ein ungestümer Sinn für Widerstehen und Auflehnung sich rührt und entfaltet – und dass das wohl meine Rettung sein könnte.

Männer waren für mich nicht zuständig, um an meinem Frau-Sein herumzuschmiegeln, um es zu glätten und einzufärben.

Die Vielfalt im Frau-Sein, die mir in Frauenrunden begegnete, sie war mir Inspiration und Anregung.

Männer werfen mir oft mit Entsetzen einen verachtenden Blick zu, wenn sie feststellen, dass ich nicht lupenrein «Frau» bin.

Frauen wundern sich hingegen immer wieder.

Ich ecke im Alltag – in der Geselligkeit – oft an, weil ich eine Körperlichkeit – in Bewegung und Verhalten – ins Geschehen einbringe, die sowohl als männlich wie auch als weiblich angesehen werden kann. Es liegt mir nicht, meine Gegensätze, die ich auf mir und in mir beherberge, zu verschleiern. Ich will damit auskommen – damit meine Identität erschaffen. Immerhin hat das übermächtige Weibliche obliegt. Gegen das dominierende biologisch Männliche in den Knochen, in der Stimme, in der Haarwurzel will ich keinen zermürbenden Krieg mehr führen. Das unterzeichnete Friedensabkommen weitet sich auch auf diese heiklen körperlichen Zonen aus. Damit ist mir die nicht einfache Mission auferlegt, im Raum zwischen den zwei Geschlechtern meinem Wesen einen Platz zu verschaffen. Ich ertrage meine androgynen Erscheinung mittlerweile gelassen, und ich trage sie meist mit Überzeugung in die Geselligkeit hinaus. Ich will mich nicht mehr auf die eine oder andere Seite hin anbiedern.

Auf der Damentoilette ist es auch schon geschehen, dass hinter mir hergeschimpft wurde. Ich sage: «Liebe Frau, die Wahl ist richtig getroffen. Nun sehen Sie das vielleicht auf die Schnelle nicht ein. Ich kann es Ihnen nicht verübeln. Aber ich verrichte mein Geschäft trotzdem an diesem Ort, den ich in guter Absicht aufgesucht habe.»

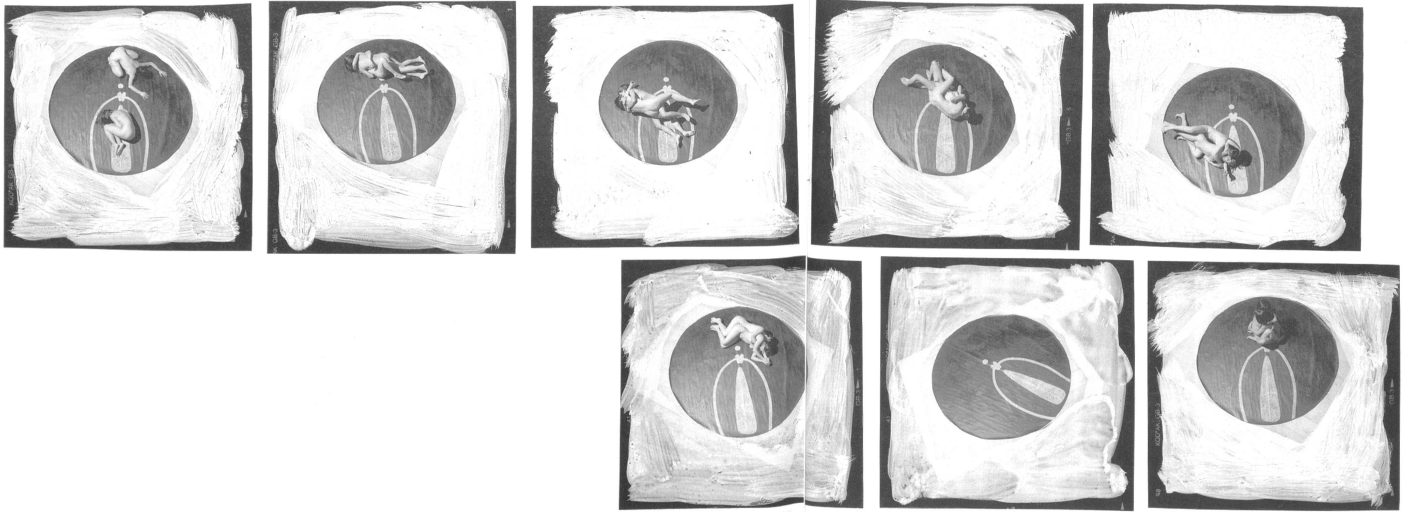
Der Alltag hat seine engsichtige Manier und bleibt eine Grauzone von limitierter Toleranz.

Stella Brunner

Rockmusikerin, Performerin, Klimabeschreiberin
transsexuell (von Mann zu Frau), lesbisch



... mi sento
acqua,
navigando e
annaspando.
Il mio corpo
ricorda
dolorosamente
ora che non
ritrova il tuo.
E nella lotta
che impongo al
mio io
per ritrovare
la libertà; desideri
risuonano.
Risucchi
e scintillio
nei miei
occhi.



... mi sento
fuoco,
labbra
sussurrano,
mani
scorrono,
la pelle
fruscia,
il serpente
si srotola,
la certezza
d'esistere.
Accecata.
Profumi,
umori, onde.
Un orgasmo
rotola
e scintilla ...
... mi sento
fuoco.